

Zeitschrift: Schweizerische Gehörlosen-Zeitung
Herausgeber: Schweizerischer Verband für Taubstummen- und Gehörlosenhilfe
Band: 22 (1928)
Heft: 6

Artikel: Kamilla und Peter [Fortsetzung]
Autor: Musset, Alfred de
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-926154>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 01.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Zur Unterhaltung

Kamilla und Peter.

Von Alfred de Musset. (Fortf.)

Der Schmerz des jungen Mädchens bei dem Tode der Mutter war so heftig gewesen, daß man lange Zeit für ihr Leben gefürchtet hatte. Als Frau des Arcis aus dem Wasser gezogen worden war und man sie nach dem Hause brachte, begleitete Kamilla den Trauerzug, indem sie so herzerreißende Töne der Verzweiflung ausstieß, daß die Leute des Ortes beinahe Furcht vor ihr hatten. Es war in der That etwas so Schreckliches in diesem Wesen, das man stumm, sanft und ruhig zu sehen gewöhnt war und das plötzlich angeichts des Todes aus seinem Schweigen heraustrat. Die unartikulierten Töne, die sich seinem Munde entzogen, und die es nicht vernahm, hatten etwas Wildes; es waren weder Worte, noch ein Schluchzen, sondern eine Art schauervoller Sprache, die durch den Schmerz erfunden zu sein schien. Während den ersten Tagen hörten diese greulichen Schreie nicht auf, das Haus zu erfüllen; Kamilla lief in allen Richtungen umher, sich die Haare raufend und sich an die Mauern schlagend. Vergebens versuchte man, sie anzuhalten; selbst die Gewalt erwies sich als nutzlos. Erst die erschöpfte Natur ließ sie endlich am Fuße des Bettes niedersinken, auf dem der Körper ihrer Mutter lag.

Etwas später schien sie ihre gewohnte Ruhe wiedergewonnen zu haben; sie war eine Zeitlang in Ruhe geblieben, den ganzen Tag umhergehend, ohne nach dem Wohin zu fragen, mit langsamen, zerstreuten Schritten, alle Aufmerksamkeit, die man ihr erwies, willig empfangend. Man glaubte sie wieder zu sich gekommen, und der Arzt, den man gerufen hatte, täuschte sich darin wie alle Welt. Aber bald stellte sich ein nervöses Fieber ein mit den ernstesten Anzeichen. Man mußte unablässig über die Kranke wachen; ihr Verstand schien völlig verloren.

Damals war es, als der Onkel Giraud beschloffen hatte, um jeden Preis seiner Nichte zu Hilfe zu kommen. — Da sie in diesem Augenblicke weder Vater noch Mutter hatte, sagte er zu den Leuten des Hauses: „Ich erkläre mich für ihren wirklichen Onkel, der dafür zu sorgen hat, daß sie gepflegt wird, und der

verhüten muß, daß ihr ein Unglück zustoße. Dieses Kind hat mir von jeher gefallen; ich habe seinen Vater oft gebeten, es mir zu überlassen, damit es mich lachen mache. Ich will den Vater seiner Tochter nicht berauben, aber für den Augenblick bemächtige ich mich ihrer und bei seiner Heimkehr werde ich sie ihm getreulich zurückgeben“.

Der Onkel Giraud setzte keinen großen Glauben in die Aerzte, und das aus einem ziemlich guten Grunde: er glaubte kaum an die Krankheiten, da er selbst nie krank gewesen war. Insbesondere schien ihm ein nervöses Fieber ein Hirngespinnst zu sein, das ein wenig Zerstreuung heilen mußte. Er hatte somit beschloffen, Kamilla nach Paris zu führen. — „Ihr seht“, sagte er wieder, „daß dieses Kind Kummer hat. Man sagt, Paris sei sehr gut dagegen. So will ich sie denn hinbringen; das wird uns beiden gut tun. Ich habe Mühsal gehabt im Leben wie jeder andere und jedesmal, so oft ich vor mir den Zopf eines Postillons hüpfen sah, hat das mich immer wieder lustig gestimmt“.

Auf diese Weise waren Kamilla und ihr Onkel nach Paris gekommen. Der Chevalier, von dieser Reise durch einen Brief des Onkels Giraud unterrichtet, stimmte zu. Von seiner Reise in Holland heimgekehrt, hatte er eine so tiefe Schwermut mitgebracht, daß es ihm fast unmöglich war, irgendwen, selbst seine Tochter zu sehen. Es schien, als wolle er jedes lebende Wesen fliehen, und sogar sich selber entfliehen. Fast immer allein, zu Pferde im Walde, ermüdete er seinen Körper über die Maßen, um seiner Seele einigermaßen Ruhe zu verschaffen. Ein geheimer, unheilbarer Kummer nagte an ihm. Er warf sich vor, seine Gattin während ihres Lebens unglücklich gemacht und zu ihrem Tode beigetragen zu haben. Wäre ich dagewesen, so sagte er sich, sie lebte noch und ich hätte da sein müssen. Dieser Gedanke, der ihn nicht mehr verließ, vergiftete ihm das Leben.

Er wünschte, daß Kamilla glücklich sein möge, und war bereit, hiesfür bei sich bietender Gelegenheit die größten Opfer zu bringen. Nach seiner Heimkehr war sein erster Gedanke gewesen, zu versuchen, die, die nicht mehr war, bei seiner Tochter zu ersetzen und die begangene Herzensschuld mit Zinsen zu bezahlen; aber die Erinnerung an die Ähnlichkeit zwischen Mutter und Tochter verursachte ihm schon im vornherein einen unerträglichen Schmerz. Vergebens suchte er sich selbst über diesen Schmerz zu täuschen, umsonst wollte er sich selbst überreden,

daß es seinen Augen vielmehr ein Trost, seinem Weh eine Linderung sein würde, wenn er auf einem geliebten Antlitz die Züge derer wiederfände, die er unablässig beweinte. Kamilla war für ihn, trotz allem, ein lebendiger Vorwurf, ein Beweis seines Vergehens und seines Unglücks und er fühlte nicht die Kraft in sich, das zu ertragen.

Der Onkel Giraud dachte nicht soviel darüber nach. Er hatte nur die eine Sorge: seine Nichte zu zerstreuen und ihr das Leben angenehm zu machen. Unglücklicherweise war das nicht leicht. Kamilla hatte sich ohne Widerstand fortführen lassen, sie wollte jedoch an keiner der Vergnügungen teilnehmen, die der gute Mann ihr vorschlug. Weder Spaziergänge, noch Feste, noch Schauspiele vermochten sie zu verlocken; statt aller Antwort zeigte sie auf ihr schwarzes Kleid.

Der alte Maurermeister war eigensinnig. Er hatte, wie bemerkt, in einer alten Herberge des Postwagenviertels eine möblierte Wohnung gemietet. Es war die erste Herberge, die ihm ein Dienstmann von der Straße bezeichnet hatte, und wo er bloß einen oder zwei Monate zu bleiben gedachte. Nun war er mit Kamilla seit nahezu einem Jahr da. Während eines Jahres hatte Kamilla alle seine Anerbietungen zu Vergnügungsausflügen ausgeschlagen, und da er zugleich ebenso gut und geduldig, als starrsinnig war, wartete er nun seit einem Jahre, ohne daß er selbst wußte warum. Vielleicht war es nur tiefes Mitleid mit ihr.

„Nun aber“, sagte er, indem er die Flasche austrank, „ich weiß nicht, was dich hindern kann, mit mir in die Oper zu gehen. Ich habe ein Billet in der Tasche. Deine Trauer ging gestern zu Ende; nur deine Kapuze anzulegen und ...“.

Er unterbrach sich. „Teufel“, sagte er, „du hörst ja nichts. Daran habe ich nicht gedacht, aber was liegt auch daran? Das ist nicht vonnöten an solchen Orten. Du hörst nicht; ich, ich werde nicht zuhören. Wir werden dem Tanze zusehen, das ist alles“.

So sprach der gute Onkel, der nie bedenken mochte, so oft er etwas Interessantes zu sagen hatte, daß seine Nichte weder ihn hören, noch ihm antworten könne. Er plauderte unwillkürlich mit ihr. So oft er anderseits versuchte, sich durch Gebärden auszudrücken, da ging es noch schlimmer: sie begriff ihn noch weniger. So hatte er denn die Gewohnheit angenommen, zu ihr wie zu aller Welt zu sprechen, indem

indem er aus allen Kräften dabei gestikulirte. Kamilla hatte sich dieser sprechenden Pantomime angepaßt und fand Mittel, darauf in ihrer Weise zu antworten.

Kamillas Trauer war in der That eben zu Ende gegangen, wie es der gute Mann gesagt hatte. Er hatte seiner Nichte zwei schöne Kleider machen lassen und hielt sie ihr mit einer zugleich so zärtlichen und flehenden Miene vor, daß sie ihm an den Hals sprang, um ihm zu danken; dann setzte sie sich wieder mit jener stillen Trauer, die man stets an ihr sah.

„Das ist aber noch nicht alles“, sagte der Onkel, „die müssen wohl angezogen werden, diese schönen Kleider, sie sind dafür gemacht worden“. Und indem er so sprach, ging er in dem Zimmer hin und her und ließ die Kleider wie Marionetten tanzen.

Kamilla hatte genug geweint, so daß ihr ein Augenblick der Freude wohl erlaubt sein durfte. Zum erstenmal seit dem Tode ihrer Mutter erhob sie sich, stellte sich vor den Spiegel, nahm eines der beiden Kleider, die ihr Onkel ihr zeigte, blickte ihn zärtlich an, hielt ihm die Hand hin und nickte mit dem Kopfe, was Ja besagen sollte.

Auf dieses Zeichen fing der gute Mann, gleich einem Kinde, mit seinen groben Stiefeln zu springen an. Er triumpierte: endlich war die Stunde gekommen, wo er seine Absicht ausführen konnte. Kamilla wollte sich schmücken, mit ihm ausgehen, die Oper besuchen, die Welt sehen; er vermochte bei diesem Gedanken vor Freude kaum an sich zu halten und umarmte seine Nichte ein- über das anderemal, indem er zugleich nach dem Kammermädchen und dem gesamten Hausgesinde rief.

Nach beendeter Toilette war Kamilla so schön, daß sie selbst es anzuerkennen schien und ihrem Spiegelbilde zulächelte.

„Der Wagen steht unten“, sagte der Onkel Giraud und versuchte, mit den Armen die Bewegung eines, seine Pferde antreibenden Kutschers, mit dem Munde aber das Geräusch eines Wagens nachzuahmen. Kamilla lächelte ihm abermals zu, nahm das Trauerkleid, das sie soeben abgelegt hatte, faltete es sorgsam zusammen, küßte es und legte es in den Schrank. Dann begab sie sich mit ihrem Onkel in die Oper.

(Fortsetzung folgt.)